

Editorial

Keynes' „Wirtschaftliche Möglichkeiten unserer Enkelkinder“ zur Halbzeit

Nicht von Keynes als einem der bedeutendsten Theoretiker der Nationalökonomie in diesem Jahrhundert soll hier im Jahr der 100. Wiederkehr seines Geburtstages die Rede sein, sondern von Keynes als Sozialphilosoph und utopischem Denker. Seine ökonomischen Theorien sind eingebettet in ein soziologisch-philosophisches Weltbild, das nicht bloß implizit seinen Auffassungen zugrunde lag, sondern über das zu schreiben Keynes selbst in der „General Theory“, deren Hauptanliegen keineswegs meta-ökonomischer Natur ist, sich nicht scheute.

So sehr Keynes die Weltwirtschaftskrise der dreißiger Jahre in fundamentalen Funktionsprinzipien des kapitalistisch-marktwirtschaftlichen Systems begründet sah, so wenig war er hinsichtlich ihrer längerfristigen Zukunftsperspektiven pessimistisch gestimmt. Die Krise der dreißiger Jahre betrachtete er nicht als Zeichen von Altersschwäche, sondern erklärte sie aus einer nicht gelungenen Anpassung an geänderte äußere Umstände, wie sie der Weltkrieg und die Nachkriegszeit mit sich gebracht hatten: „Wir leiden gegenwärtig nicht an Rheumatismus des Alters, sondern an den Wachstumsschmerzen allzu rascher Veränderungen, an der Schmerzhaftigkeit der Anpassung zwischen einer Wirtschaftsperiode und der folgenden. Die Steigerung der technischen Effizienz ist rascher vor sich gegangen, als wir uns mit dem Problem der Absorption der Arbeitskräfte beschäftigen können; die Verbesserung des Lebensstandards ist ein wenig zu rasch eingetreten; das Banken- und Währungssystem der Welt hat den Zinssatz daran gehindert, so rasch zu fallen, als das Gleichgewicht es verlangt hätte¹.“

Keynes war davon überzeugt, daß nach Überwindung der Anpassungskrise mit Hilfe der von ihm postulierten neuen Wirtschaftspolitik der Kapitalismus noch ein langes Leben vor sich habe und ein bedeutendes Potential des materiellen und vor allem kulturellen Fortschritts in sich berge. In der General Theory finden sich dazu nur einige wenige Bemerkungen². Ausführlicher dargelegt hat Keynes seine diesbezüglichen Vorstellungen in seinem 1930 erschienenen Artikel „Economic possibilities for our grandchildren“, in welchem er ein Zukunftsbild der industriellen Zivilisation in hundert Jahren skizzierte³.

In hundert Jahren, so sagte Keynes voraus, würde der materielle Lebensstandard in den fortschreitenden Ländern zwischen vier- und achtmal so hoch sein wie 1930. Die Menschheit – wenigstens in den hochentwickelten Ländern – würde das „ökonomische Problem“ zu einem guten Teil gelöst haben.

Bei einem auf das Achtfache gestiegenen materiellen Lebensniveau würde zumindest für die eine große Klasse der Bedürfnisse, die „absoluten“ (im Gegensatz zu den „relativen“ Bedürfnissen, die erst dann gestillt sind, wenn man sich den Mitmenschen überlegen fühlt), das Sättigungsniveau erreicht und eine ganze Menge an „Energien“ für andere, nichtökonomische Zwecke freigeworden sein. Damit sind fundamentale gesellschaftlich-zivilisatorische Konsequenzen verbunden. Die gesellschaftliche Funktion der Arbeit sah Keynes von Grund auf verändert – durch die Möglichkeit einer weitgehenden Verkürzung der Arbeitszeit – drei Stunden pro Tag oder fünfzehn Stunden pro Woche. Die Arbeit wäre dann nicht mehr eine den Großteil des Tages ausfüllende, aus Gründen der ökonomischen Notwendigkeit von den Menschen auf sich genommene Tätigkeit. Was davon übrigbleibt, sind nur noch die kleinen Pflichten, Aufgaben und gewohnheitsmäßigen Verrichtungen, ihrem Umfang nach gerade ausreichend, um die Würze des Alltagslebens zu bilden, ohne welche die Langeweile überhandnehmen würde. Tendenziell wird die Arbeit zum knappen Gut, das so breit als möglich aufgeteilt werden müsse.

Die fortschreitende Akkumulation des Kapitals würde auf längere Sicht schließlich zu einem Kapitalüberfluß führen, der den Kapitalismus von seiner aus Keynes' Sicht häßlichsten Eigenschaft befreien würde: „Die Liebe zum Geld als Besitz – im Gegensatz zur Liebe zum Geld als Mittel für die Annehmlichkeiten und Erfordernisse des Lebens – wird als das erkannt werden, was sie ist: eine irgendwie abstoßende Krankheit, eine jener halb verbrecherischen, halb pathologischen Neigungen, die man schauernd den Spezialisten für Geisteskrankheiten überläßt.“ Nicht nur die Gier nach Reichtum und Geld würde nach und nach zur Ruhe kommen, die Menschen würden wieder fähig werden, den Augenblick zu genießen. Keynes sieht eine Parallele zwischen der Fixiertheit auf Profit als *zukünftigen* Ertrag von Reichtum und zwanghafter Zukunftsbezogenheit des Tuns und Denkens, die den Genuß des Augenblickes stört. Jene Formen der gesamtgesellschaftlichen Kontrolle und Steuerung (v. a. der Investitionen, der Zinssätze), für die Keynes sich einsetzte, würden die Freiheit des Individuums nicht einengen, würden ganz im Gegenteil diese gereinigt von ihren Mängeln und Mißbräuchen erst zu ihrer vollen Entfaltung kommen lassen⁴.

Der Eintritt des von Keynes vor gut fünfzig Jahren beschriebenen Endstadiums des Fortschrittsprozesses steht zwar nicht wie derjenige von George Orwells „1984“ kalendermäßig unmittelbar bevor. Es ist dennoch verlockend, zur Halbzeit eine Art Zwischenbilanz zu ziehen, inwieweit heute schon gesagt werden kann, ob Keynes recht hatte bzw. wie plausibel jene unter seinen Prognosen mehr utopischem Charakter heute erscheinen.

Was seine Einschätzung der Depression der dreißiger Jahre betrifft, so hat die Entwicklung der Nachkriegszeit Keynes in einem Maße bestätigt, das er selbst wohl kaum für wahrscheinlich gehalten hätte.

Auf Krieg und Wiederaufbau, die als Initialzündung wirkten, folgte eine Periode langfristiger Prosperität und fortgesetzter Steigerung des Lebensstandards, die von der von Keynes angegebenen Bandbreite des Expansionspotentials (auf das Vier- bis Achtfache) die Obergrenze heute als vielleicht sogar noch zu niedrig erscheinen läßt. Tatsächlich hat sich das Sozialprodukt bereits in der ersten Hälfte etwa auf das Vierfache erhöht, d. h. daß von jetzt an gerechnet ein durchschnittliches Wachstum von 1,4 Prozent genügt, um bis 2030 eine weitere Verdoppelung zu erreichen. Es zeigt sich hier wieder einmal, was für ein unwahrscheinliches Ereignis selbst für einen so optimistisch gestimmten Ökonomen, wie Keynes es war, die Expansion der Nachkriegszeit darstellt.

Wenn das „Plansoll des Fortschritts“ im Hinblick auf Wachstum mehr als erfüllt zu sein scheint, so kann davon bezüglich der Verkürzung der Arbeitszeit keine Rede sein. Nimmt man die Wochenarbeitszeit als Maßstab, so ist in der ersten Hälfte des hundertjährigen Zeitraumes nur etwas mehr als ein Viertel des Weges zurückgelegt. Allerdings wären Urlaub, Pensionsalter und andere Formen der Verkürzung der Lebensarbeitszeit ebenfalls zu berücksichtigen, was insgesamt eine Senkung auf vielleicht ein Drittel des Ausgangsniveaus bedeutet. Daß die Verkürzung der Arbeitszeit ein komplizierter und schwieriger zu bewältigender Prozeß ist als die Steigerung der Produktion, wird auch daraus deutlich, daß eine Halbierung der Arbeitszeit weniger einfach vorstellbar ist als eine Verdoppelung der Produktion – wenngleich uns auch letzteres seit dem Zutagetreten der Umweltproblematik und von möglichen „Grenzen des Wachstums“ heute schwerer fällt als vor einem Jahrzehnt. Ob die bei Keynes anklingende Vorstellung von Arbeit als „Würze des Lebens“, die rationiert werden muß, in letzter Konsequenz Realität werden wird, ist gegenwärtig nicht absehbar, wenngleich es an Indizien hierfür nicht fehlt, die sie immerhin als möglich erscheinen läßt. Was Keynes allerdings nicht vorher sah, ist die Art und Weise, wie die Frage der Rationierung von

Arbeit in jüngster Zeit aktuell geworden ist. In der gegenwärtigen Diskussion um Arbeitszeitverkürzung geht es nicht darum, „Würze des Lebens“ auf möglichst viele aufzuteilen, sondern Arbeit im traditionellen Sinne als Mittel zur Sicherung des Lebensunterhaltes.

Am wenigsten realistisch nach den Erfahrungen der letzten fünfzig Jahre erscheinen jene Teile der Keynes'schen Zukunftsperspektive, in denen er einen graduellen Übergang in eine befriedete, zur Ruhe gekommene Gesellschaft als Endzustand des Kapitalismus anvisiert. Es hat gegenwärtig nicht den Anschein, daß die Erlangung von Reichtum viel an Attraktivität verloren hat. Neu in dieser Hinsicht als gesellschaftliches Phänomen ist eine Verweigerungshaltung im Bereich der Mittelschichten (sog. „Aussteiger“). Es handelt sich dabei jedoch um kaum mehr als eine Marginalerscheinung, die angesichts der unverminderten Zugkraft von Parolen wie „Leistung muß sich wieder lohnen“ nicht überschätzt werden sollte. Ein weitaus grundlegenderer Einwand gegen die These, daß ökonomische Motivation für die gesellschaftliche Reproduktion entbehrlich sei, liegt noch auf einer anderen Ebene. Es ist nämlich nicht a priori anzunehmen, daß ein hohes Niveau an materieller Produktion, an technologischer und organisatorischer Effizienz ohne jene Verhaltensweisen auf Dauer behauptet werden kann, die eine fundamentale Grundbedingung des Aufbaus dieses Standards waren.

Keynes' gerne zitiertes Wort „in the long run we are all dead“ hat ihn nicht davon abgehalten, sehr dezidierte Vorstellungen über die langfristige Zielrichtung der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung zu haben. Manche Elemente seiner Zukunftsvision sind heute, wenn nicht in greifbarer Nähe, so doch in Sichtweite gerückt. Dennoch scheint es vorwärts- und rückblickend betrachtet, insgesamt aus der größeren Ferne leichter gewesen zu sein, sich zu den Zielen hin zu bewegen als aus halber Distanz.

Anmerkungen

- 1 Den Essay „Economic perspectives for our grandchildren“ nahm Keynes in seinem Sammelband „Essays in Persuasion“ auf (heute Band IX der Collected Writings of John Maynard Keynes, S. 321–332).
- 2 Im letzten Kapitel S. 376 ff.
- 3 Die ausschließliche Beschränkung auf die industrialisierten Länder und die Ausklammerung der Entwicklungsländer erscheint heute allerdings als nicht ganz zulässige Einschränkung.
- 4 In diesem Sinne in der General Theory, S. 380.